

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellsgeb.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltenen Pettzeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Der Reichstag ist zum 28. November einberufen worden. (Siehe Deutsches Reich.)

Der Vorstand des Vereins Christlicher Arbeiter in Greiz ist seinen kämpfenden Kollegen in den Rücken gefallen. (Siehe Gewerkschaftliches.)

Der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie beschloß, von der Regierung die sofortige Einberufung des Parlaments zu verlangen, das unverzüglich die Wahlfreiheitsfrage lösen soll. (Siehe Letzte Nachrichten.)

Der Zar hat einen Ukas erlassen, in dem er weitgehende Reformen „verspricht“. Witte ist Premierminister, Pobjedonozew tritt zurück. Die Revolution geht weiter. (Siehe Politische Uebersicht und Revolution in Rußland.)

Das Ende des Spuks.

Leipzig, 1. November.

An anderer Stelle der heutigen Nummer finden unsere Leser die Erklärung des Parteivorstandes und der Berliner Pressekommision, die eine vollkommen befriedigende Erklärung über das Verfahren dieser Parteieinstellungen gibt. Das Vorgehen der sechs Redakteure ist nunmehr bis in die Einzelheiten hinein als ein häßlicher Literatenstandal aufgedeckt worden.

Ueber die Vorwärts-Frage in ihrem ganzen Zusammenhange wollen wir uns heute nicht auslassen; wir haben es kurz vor dem Jenaer Parteitage in einer Reihe von Leitartikeln getan. Genug, daß wir mit der großen Mehrheit der Berliner Genossen die Lokalisierung des Vorwärts für die richtige Lösung der Frage hielten. Der Jenaer Parteitag entschied aber anders, und der Parteivorstand übernahm die vom Parteitage gebilligte Verpflichtung, nunmehr im Einverständnis mit den Berliner Genossen die Redaktion des Vorwärts so zu reformieren, daß bei dem Blatte die Anschauungen vertreten würden, die vom Parteivorstande und den Berliner Genossen für richtig gehalten werden.

Das war eine ganz selbstverständliche und nur allzu lange hinausgeschobene Aufgabe. Parteiblätter sind nicht dazu da, die Gedankenspiele mehr oder minder geistreicher Journalisten wiederzugeben, sondern die Organe der Organi-

tionen zu sein, denen sie gehören. Wären die Leipziger Genossen nicht mehr mit unserer Auffassung des proletarischen Klassenkampfes einverstanden, so würden wir ihnen sofort unseren Auftrag zur Verfügung stellen und es für ein Verbrechen an der Partei halten, deshalb ein öffentliches Lamento anzustimmen. Wir verfallen keinem Treppenvitz, sondern haben es schon in unseren Artikeln zur Vorwärtsfrage gesagt, daß die Redakteurposten in den Parteivorganen nicht als Versorgungsposten für diejenigen Parteigenossen da sind, die sich zufällig dem schriftstellerischen Beruf gewidmet haben.

Darüber, daß die bisherige Mehrheit der Vorwärts-Redaktion die Anschauungen nicht vertrat, die von der großen Mehrheit der Berliner Parteigenossen gehegt werden, konnte sie sich seit Jahren nicht im unklaren sein. Und wenn sie es dennoch gewesen sein sollte, so hatte ihr der Jenaer Parteitag darüber klaren Wein eingegossen. Außer der Fiktion über die „einstimmige“ Verurteilung der Leipziger Volkszeitung durch den Jenaer Parteitag, über die „Blamage Ströbels und Mehrings“ in der Fünfschneerkommision — eine verkehrte Richtwürdigkeit, die irgend ein anonymes Lumpjüngel in einem berüchtigten Streikbrecherorgan der kapitalistischen Presse veröffentlicht hat und die von uns längst atemunfähig widerlegt worden ist, was nicht hindert, daß die Frankfurter Volksstimme heute noch damit krebt — all dies, gelinde gesagt, dumme Zeug ändert nicht das geringste an der Tatsache, daß der Parteitag der Absicht des Parteivorstandes und der Berliner Genossen, den Vorwärts in dem gedachten Sinne zu reformieren, seine Zustimmung gegeben hat.

Wie aus der weiterhin abgedruckten Erklärung hervorgeht, haben nach dem Jenaer Parteitage zuerst die Berliner Genossen, mit gutem Recht, auf diese Reform gedrängt, und wenn man dem Parteivorstande einen Vorwurf machen will, so ist es höchstens der, allzu rücksichtsvoll gewesen zu sein. Es wäre vielleicht doch richtiger gewesen, wenn er den Berliner Genossen vorgeschlagen hätte, nicht Büttner und Kallstki zu kündigen, sondern Eisner und Gradnauer. Allein wenn er damit einen Fehler begangen haben sollte, so ist es nicht aus Scharfmachergeist geschehen, wie ihm unwürdigerweise nachgeredet wird, sondern im Gegenteil aus schonender Rücksicht auf die persönlichen Interessen der Beteiligten. Büttner und Kallstki konnten sofort als Korrektoren oder Parteisekretäre auf andre Posten gestellt werden, was bei Eisner und Gradnauer nicht möglich war. Um gegen diese beiden nicht schroff zu verfahren, wollte der

Vorstand lieber das zerbrechliche Verhältnis konservieren, daß nach und wie vor zwei Richtungen in der Redaktion fortbestanden, nur daß die bisherige Mehrheit zur Minderheit wurde. Das mag am Ende nicht richtig gewesen sein, aber es ist eine Perfidie ohne gleichen, die humanen und parteigenösslichen Rücksichten, von denen der Parteivorstand geleitet worden ist, dahin zu verdrehen, als wenn er ein paar kleine Leute hätte opfern wollen, weil er die Hauptschuldigen nicht anzutasten gewagt habe.

Ebenso wenig ist etwas dagegen einzuwenden, daß die Berliner Parteistellen, nachdem sie wiederholt in eingehender Weise mit der Redaktion die politische Haltung des Vorwärts erörtert hatten, die nunmehr zu lebenden Personenfragen zunächst unter sich diskutierten, ohne die Redaktion zuzuziehen. Solche Fragen erledigt man am leichtesten und namentlich auch am gerechtesten in Abwesenheit der Personen, um die es sich handelt. Nur wenn irgendeiner Person irgendeine materielle Schädigung hätte zugefügt werden sollen, wäre ihre Hinzuziehung nötig gewesen, aber dieser Fall lag nicht vor, und das Recht jeder Parteistelle, die disponiblen Kräfte auf die für sie geeignetsten Posten zu stellen, kann nicht bestritten werden.

Aus diesem Tatbestande haben die sechs Redakteure nun den Literatenstandal zu fabrizieren verstanden, über den die gegnerische Presse so inniges Behagen empfindet. Wir wollen auf die widerlichen Einzelheiten nicht weiter eingehen: die Lauscheritätigkeit Gradnauers, die Unanständigkeit, womit nachträglich in die „Auffklärung“ noch der hämische Ausfall auf die Leipziger Volkszeitung praktiziert worden ist; so daß selbst einer der Sechs dagegen protestiert hat, auf die schändlichen Fegereien, die die Stampferische Meinungsfabrik heimlich gegen den Parteivorstand betrieb, und so weiter. Leider ist ein Teil der Parteipresse darauf hineingefallen, doch muß man die Dinge auch nicht zu tragisch nehmen, und der Parteivorstand tut gut daran, den „Theaterdonner“ heiter zu genießen. Nur ein Probchen! Stampfer meldet in einer seiner „privaten Informationen“, deren er täglich einige an die allzu Leichtgläubigen verzapft:

Genosse Thiele, der erste Vorsitzende (des Vereins Arbeiterpresse), erlucht mich, mitzutellen, daß Vereinsmitglieder, die die Einberufung einer außerordentlichen Hauptversammlung wünschen, ihren diesbezüglichen Antrag an Genosse Robert Schmidt, Berlin O., Raumburger Straße 40, richten wollen. Nach dem Statut (§ 10) kann die Einberufung durch den Vorstand, muß sie erfolgen, wenn ein Fünftel der Mitglieder sie beantragt.

Wenn also demnächst ein Fünftel Mitglieder des Vereins Arbeiterpresse in stürmischem Unwillen aufbraust, so bitten

Seuilleton.

Die heilige Kummerkus.

Novelle von Richard Gulbschiner. (Nachdruck verboten.)

Was war das? Was war das? Was hatte man dem armen Ding getan?

Aber allmählich begann sie zu begreifen. Sie nickte ein paarmal verstehend, dann fuhr sie mit ihren großen, verarbeiteten Händen begütigend über Pepis Kopf und streichelte ihr schönes, blondes Haar.

„Ach, wie war doch das Leben seltsam! Wie wenige fanden das Glück! Und Gott war doch so mild und gnadenreich...“

Und ihre Augen sahen durch die Fenster hindurch über das Gewirr von Dächern nach den Türmen der Kirchen und nach den blauen Bergen hinüber, in den strahlenden Himmel hinein, ihre Augen wurden groß und fragend, über ihre helle Stirn huschte etwas wie eine Wolke, und eine tiefe, kummervolle Falte grub sich ein.

„Mein Gott! Warum lässest du die Menschen leiden? Ihr einfacher Sinn fand keine Antwort. Aber in der Tiefe ihrer Seele stieg etwas auf, was unbewußt die Philosophie ihres ganzen Lebens gewesen war, das Wort: Bescheiden dich!“

Das Leben war ja so kurz. Was brauchte man weinen? Erwartete den Bescheidenen und den Bedrängten nicht alle Glorie, wenn erst die Tore des Himmels vor ihm sich aufstauten? Wir sind alle in der Fremde. Die Fremde ist hart, und wer nicht stark ist und keinen eisernen Willen hat, der muß sich wohl nach der Heimat sehnen... und weinen.

Und sie beugte sich über Pepi, streichelte ihr immer wieder das blonde Haupt und sprach flüsternd zu ihr:

„Weinen Sie nur! Weinen Sie sich aus, Pepi! Dann werden Sie wieder Mut bekommen... und den rechten Weg erkennen... Das Leben bringt wohl einem jeden sein Leid, mir und Ihnen und auch dem, um den Sie weinen... Weinen Sie sich nicht... ich will Sie auch nicht fragen... ich kenne Sie ja... Sie haben gewiß nichts Unrechtes getan... es mußte wohl so sein, daß Sie ihn gern hatten... es ist alles Gottes Wille... das Gute und das Böse... ich denke mir immer, man soll nicht fragen... es kommt, wie es kommen muß... und wir sollen nicht murren, wenn wir nicht weiter wissen; aber weinen Sie nur! Das tut gut... o, wie habe ich geweint!... aber nun bin ich froh, und auch Sie werden wieder froh werden, Pepi...“

Und dann verstummte sie und sah in die sonnige Landschaft hinaus. Ueber den Bergen im Westen schwebten weiße, duftige Streifenwolken. Große Schwärme von Länben, deren helles Gefieder im Sonnenglanz schimmerte, flogen vorüber. Dann machten sie plötzlich eine Schwenkung, ließen sich auf die Dächer nieder und rüdten purrend zusammen, um sich bald von neuem flügellegend zu erheben.

Von den Straßen stiegen verworrene Geräusche auf. Am Kollerberg in den Steinbrüchen wurde geschossen. Vom Bahnhof hörte man das Pfeifen der Rüge.

Und über allem, über dem Gassen und Drängen der Menschen, über ihrer Not und ihrer Freude spannte sich der Himmel aus wie das Gewölbe eines Doms, an dem sich Orgelton und der zitternde Schall unzähliger Gebete und Silberrufe brachen...

Und die beiden Mädchen verharrten lange, ohne sich zu rühren. Aber auf einmal hob Pepi das bleiche Gesicht zu Helene auf.

„Nun will ich gehen,“ sagte sie leise. „Sie sind gut... ich kann nicht sein wie Sie; nur ich, als müßt ich sterben... ich bin verdammt...“

„Pepi!“
„Hoffen Sie mich... ich will nach Hause.“

Helene stand auf. „Ich begleite Sie...“

„O, Sie sind gut...“

„Fühlen Sie sich denn schon stark genug, um zu gehen?“

„Ja, ja... nur zur Kathl kann ich heut nicht zurück.“

„O, das will ich schon in Ordnung bringen. Ich geh zu ihr hin und sag ihr, daß Sie von der Hitze krank geworden sind... eine schwere Rüge ist das wohl nicht.“
Zu Hause angekommen, legte Pepi sich aufs Sofa. Sie hätte Kopfschmerzen, sagte sie zur Mutter, die erst schelten wollte, dann aber nach einem Blick auf ihr verstörtes Gesicht unruhig wurde und vom Doktor zu reden begann. Davon freilich wollte Pepi nichts hören. Sie ließ sich mit einer Decke zudecken, kauerte sich ganz zusammen, wandte das Gesicht gegen die Wand und behauptete, sich schon viel besser zu fühlen.

Dann sprach sie stundenlang kein Wort und blieb wie tot in ihrer Lage.

Um vier Uhr ging die Mutter fort, nachdem sie sich noch einmal davon versichert hatte, daß Pepi nichts brauche.

Aber kaum war sie gegangen, als das Mädchen auch schon aufsprang, sich hastig ankleidete und auf die Straße stürzte.

Sie wollte zur Dunkel Anton. Der hielt die Zeitung und mußte Genanes wissen. Sie nahm sich vor, ganz ruhig zu sein, um sich nicht zu verraten.

Auf der Straße wunderte sie sich über die Menschen, die alle sorglos und unbekümmert dahinschlenderten. Ja, war denn keiner in Trauer? Trug denn kein einziger Leid um das Geschehene? Wie konnte man lachen, wenn ein Mensch mit dem Tode rang?

Aber auch der Dunkel lachte. Als sie zitternd in seine Stube trat, hatte er gerade die Pfeife aus dem Munde genommen und hielt dem Gesellen einen lustigen Vortrag über die Streiche, die er auf seiner Wanderschaft in den Dörfern an der Straße ausgeübt hatte. Ja, das